

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Gruenwald.
Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 3. Juli 1902.

(Nachdruck verboten.)

„Das fischermädechen.“

Roman von J. E d h o r.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblick war eine dunkle Gestalt um die Gartenecke gekommen, sie stutzte und starrete in jähem Schreck nach dem Paar, das stumm aneinanderhing, als wollten sie sich nie wieder aus den Armen lassen. Die dunkle Gestalt hob drohend den Arm, als wollte sie die Beiden zerschmettern — aber da gingen sie schon voneinander, nicht weit, nur in geringem Abstand Der Ausdruck ihrer Gesichter war ein anderer, in Blut getaucht . . . sie hielten sich zwar noch an der Hand und gingen langsam in den Garten hinein — aber sie sprachen ruhig miteinander und vermieden es, sich in die Augen zu sehen.

Der dunkel gekleidete Mann bog die Zweige in der belaubten Hecke zurück und ließ sich auf die Kniee nieder, seine glühenden Augen bohrten sich in die Gesichter des jungen Paares drüben am Gartentisch . . . Wie schön der fremde Mann war, der dort auf der Bank saß, schön und vornehm! Aber das Gesicht hatte der Moiss, denn dieser war es, schon einmal gesehen . . . richtig, in Westfalen — er hatte ganz darauf vergessen, die Ereignisse hatten sich damals überstürzt . . . Er hielt den Athem an und lauschte und lauschte. — — —

„Giebt es nichts was uns vereinen könnte, Gitta?“ Er zog die Hände von ihrem Antlitz und sie schaute in Wolfgangs ernstes Gesicht, schimmernd in dem fremden Glanze des tiefsten Fühlens. — —

Sie sahen sich sprachlos an. — Die heiße Woge des Gefühls wehte . . . sie bogen sich gegeneinander. Das leicht gebräunte Männerantlitz berührte die weiche Wange des rosigen Kindes, seine Rippen berührten ihre Stirn — — dann sahen sie zur Erde und waren stumm.

„Es ist der schönste Augenblick, den mir Gott in meinem Leben gegeben, aber hinter der Seligkeit steht ein großer, langer Schmerz. Giebt es wirklich nichts, was uns vereinen könnte?“

„Nein,“ sagte sie sehr leise, aber fest.

„Es ist ein Moment, ein Blick, in dem zwei Herzen sich begegnen, dann ist es wieder Nacht. Muß es so sein? Brigitta, was sind unsere Herzen werth? Schulden wir dem ehrlichen Moiss nicht ein offenes Geständniß? Wollen wir vor ihn treten und ihm sagen: „Habe Erbarmen mit unserer Liebe!“ Verloren kann diese Minute nicht sein, aber was sie bringen wird? Ich weiß nur eins, Brigitta, welch' wundervoller Sternenhimmel in meinem Herzen ist, so schön, so leuchtend, glänzend, als sollte ich ihn in Schöpfungen ausströmen, so groß, als das Universum

selbst. — — — Wie arm die menschliche Sprache ist. Ich kann nicht einmal sagen, wie grenzenlos, wie unaussprechlich und wie ewig ich Dich liebe! Komm', lasse uns zu ihm gehen . . . Dein Großvater weiß alles, ich habe ihm anvertraut, was meine Seele bedrückt, und er sprach mir von Moiss und sagte, es schimmere künftige Geistesgröße aus seinen Augen — er werde sich innerlich durchringen, bis er thatengroß vor uns stände . . . Wir würden ihm kaum vergelten können . . . So sprach Dein Großvater und die Angst des Todes wich von mir, jedes Wort rollte wie eine Perle jauchzenden Entzückens über mein Herz, wo der Himmel so drückend gewesen, sprang ein blaues, lachendes Gewölbe über die Wel . . . Man erzählt von einer fabelhaften Blume der Wüste, die jahrelang starres Kraut war, in einer Nacht bricht sie die Blüthen auf, sie erschrickt und erschauert in der eigenen Seligkeit. O, Brigitta, als Du damals Dich weigertest, ich konnte es kaum fassen, — daß Du den Fischer mir vorzogst — da kam der Geist des Zwiespalts, anfangs als ein kleines wesenloses Ding, das ich nicht sehen mochte oder nicht werth hielt, mit dem Hauch des Mundes, mit einer Handbewegung wegzuschleudern — aber es wuchs heimlich und endlich stand er als unangreifbarer Niese, wolkig dunkel zwischen uns . . . Dein Bild aber folgte überall. Als Dein Großvater die Worte sprach, flog ich zu Dir, die Liebe ist ein schöner Engel, aber oft ein Todesengel für das gläubige betrogene Herz! Sieh', wenn Du den Moiss liebtest, ich wollte nimmermehr Deine Wege kreuzen, ich würde klaglos zurücktreten, aber so wie die Sache ist, ist es Natur! Sage, wo ich ihn treffen kann, den Mann, der unser Wohl und Wehe in der Hand hält? Ich will ihm sagen, was zwischen uns waltet, ich will es in aller Demuth thun, damit er nicht erdrückt wird von dem peinigenden Gedanken, daß ich Deine Liebe besitze. Hoffentlich wird er höheren Gesichtspunkten zugänglich sein . . . wüßte ich nur, was ich ihm sagen müßte, um sein Herz zu erweichen! Wenn er Dich liebt, wird er Dich freigeben.“

„Ja, er wird mich frei geben, aber nicht für einen anderen.“

„Dann werde ich noch länger in Geduld harren, in seliger Geduld, und sollte ich darüber zum Greise werden. Ich kann ja nicht anders, denn ich betrachte Dich als mein Weib und Du bist es auch, Deine Liebe gehört mir und diese ist es, welche uns bindet. Ich will das wehe, überquellende Herz zur Ruhe bringen, wenn es nicht anders sein kann. Darf ich mit ihm sprechen, Brigitta?“

Sie nickte mit dem Kopfe, die hervorquellenden Thränen hinderten sie an der Antwort. Er drückte sekundenlang ihre Hand und entfernte sich dann rasch.

Brigitta saß und lauschte seinen sich entfernenden Schritten. Dann sprang sie auf, warf den Kopf in den Nacken und hob ihr Antlitz in flehendem Gebet zum Himmel empor, ihre Hände

falteten sich inbrünstig zusammen Hinter ihr knackte es leise in den Zweigen. Moïz stand vor ihr. Das Haar hing ihm wirr in die bleiche Stirn.

„Bete nicht“ preßte er mühsam hervor. „Bete nicht, kein Gott kann Dir helfen. Du bist mein, ich gebe Dich nicht frei — niemals! Ich habe alles gehört, was Du mit ihm geredet hast Er will mich sprechen — mich! Sage ihm, daß er sich in Acht nimmt, damit ich ihn nicht todtschlage, wie einen Hund, den man an die Mauer wirft. Die glühende Wildheit, von der ich Dir einmal erzählt, kommt über mich er hat Dein Herz umkrallt, er will Dich vergiften mit seinen süßen, thörichten Reden er soll sich gewaltig vorsehen und sich hüten, meinen Weg zu kreuzen — er ist der Dämon meines Lebens, er frißt wie der Geier an meinem Herzen aber ich kann ihm vorher den Todesstoß geben Ich werde ihn aus dem Wege schleudern, damit alles frei ist, und wenn künftig auf dem Wege nur noch Disteln und Dornen wachsen, was liegt daran? Sie haben mir, der alte Mann mit dem Silberhaar und Deine Eltern, alles Thörichte vorgegeschwatzt, ich sollte Geduld tragen und Weisheit lernen — ich lernte sie mit unsäglicher Mühe und Ueberwindung inzwischen hat sich der Wolf eingeschlichen und Dein Herz gestohlen.“

„Halte ein, Moïz, und schmähe nicht Der Großvater meinte es gut mit Dir, als er Dich zum Schaffen antrieb, aber er meinte ein Erschaffen des eigenen Herzens, eine Ansammlung und Eigenmachung der größten Gedanken! — So weit bist Du aber noch nicht; wer weiß, ob Du jemals dahin gelangst.“

„Alle Worte, alle Redensarten gehen doch dahin hinaus, daß ich entjagen soll, weil Du als Enkelin des Freiherrn eine bessere Partie geworden bist. — Ach, Brigitta, ich fürchte, dahin werde ich niemals kommen, verachte mich deshalb nicht. Deinetwillen könnte ich viel vollbringen, selbst mein Leben hingeben — weiß Gott, es würde mit Freuden geschehen — aber mein armes, geängstigtes Herz klammert sich mit Eisenkraft an Deine Gestalt, ich kann Dich nicht lassen, begreife doch nur, ich kann nicht. Vielleicht, wenn ich eine Mutter gehabt, die ich gekannt, die mich geliebt, vielleicht wäre ich selbstloser geworden, aber so — ich habe früher gelernt, mich aufzuwehren, gegen Unbill und Uebermuth der Menschen Und jetzt, wo sie mich um mein Lebensglück bringen wollen, da wehre ich mich mit Löwenwuth! Ich schlage nieder, was mich verderben will, ja, ich schlage nieder!“ Ein Blitz zuckte durch die zornglühenden Augen des Burschen. „Ich gehe jetzt, warne ihn vor mir Der Baron und ich dürfen uns nimmer begegnen. Die Erde hat nicht Platz für uns beide“ schrie er aus dem gequälten Herzen heraus.

X.

Mit langsamen schweren Schritten, wie ein Schlaftrunkener, ging Moïz nach seiner Hütte im Dorf zurück. Es dauerte eine ganze Weile, bevor er die Thür aufschloß, die Hände zitterten ihm so eigenthümlich und über die Augen hingen ihm Florstreifen, ein sonderbares Maß, so heiß äzend und brennend Er ging in das Hinterzimmer, wo er einen Schrank hatte, in welchem er seine Arbeitsgeräthe aufbewahrte. Er öffnete die Thür des Schrankes und sah auf die Sachen, die dort lagen und hingen. Er nahm zuerst einen Bohrer heraus und steckte ihn wieder hin, dann nahm er eine Säge, besah sie und hing sie wieder an den Nagel. Dann nahm er eine Axt, wie er sie angewendet beim Zimmern oder Ausbessern eines Bootes er prüfte die scharfe Schneide, nahm sie heraus und schloß die Thür des Schrankes wieder zu. Dann ging er an den Tisch, worauf sein Känzel lag, er packte ihn aus und schob die Bücher alle auf ein Brett, welches zwischen den Fenstern angebracht war. Sein Blick fiel dabei in den kleinen, kaum handgroßen Spiegel, der an der Wand hing Er schrak fast zurück vor dem fremden Ant-

lit, welches ihm daraus entgegenblickte. — — — Die bleichen, verzerrten Züge, der unstete Blick war das wirklich der Fischer-Moïz, wie er vor einigen Stunden in das Dorf gekommen?

Er wischte mit der Hand den kalten Schweiß von der Stirn, als stände dort das Rainszeichen des Brudermörders eingegraben — — Plötzlich sprang er auf, nahm die Axt auf die Schulter und ging davon. Er ging hinter dem Dorfe, zwischen den Gärten dem Walde zu, wo die Kapelle „Meeresstern“ stand Er flog über die Mauer, die um die Gärten aus losen Steinen gelegt war und ging durch die verkrüppelten Erlens-tauden und durch die Wachholderbüsche, aber seine Schritte waren nicht mehr langsam und schwer wie vorhin, sondern leicht und fagenartig, und so schlich er durch den Schatten der Baumreihen.

Als er bei der kleinen Kirche angekommen war, dessen Thür immer offen stand, blieb er auf dem flachen Stein, der vor der Thür lag, stehen und nahm den Hut ab. Er blickte zurück auf das Dorf, welches weiter unten im Thale lag. Das kleine, weiße Fischerhaus am Strande war leicht zu erkennen und aus dem abendlichen Dunkel, aus dem ernststen Lammenschatten des Friedhofes schimmerte wie ein stiller Gruß das weiße Marmorkreuz herüber, dort schlief die andere Brigitta lange Jahre schon und auch ihr Herz hatte einst in hoher Freude geschlagen, frohe Träume hatten ihre Brust geschwellt. — Dann aber war der bittere Leidenskelch gekommen, sie hatte ihn trinken müssen bis zur Gese, ihr Herz war darüber gebrochen. — — Was war solch irdisches, zerbrechliches Glück eigentlich werth? Der Tod erst hatte ihr, der Aermsten der Armen, die Erlösung gebracht. Der Tod! Wie nahe er uns manchmal ist! Wahrhaftig, der fremde Mann, der ihm das Herz seiner Braut gestohlen, ahnte sicher nicht, daß der Tod auf ihn harrete!

Moïz lachte unheimlich laut, so daß es in dem offenen Kirchlein gellte und widerklang. „Einer von uns oder beide!“ murmelte er mit schrecklichem Ausdruck. Namenlose Wildheit zuckte über seine Züge. Dann ging er hinein, den Hut in der einen, die Axt in der anderen Hand tragend. Er lehnte sie in eine Mauerecke neben dem Weihwasserbecken. Hierauf ging er bis zum Hochaltar vor und kniete an der Stufe des Hochaltars, auf welchem sich die schmerzhafteste Muttergottes befand, nieder. Er legte den Hut neben sich, faltete die Hände und betete. Er betete sehr lange, dann nahm er seine Axt aus der Ecke, legte sie auf die Schulter, trat aus der Kirche und setzte den Hut auf. Er ging jetzt durch den dichten, dunkelnden Wald, an starken Stämmen vorüber, die eine rauhe Rinde hatten und von deren verdorrten Aesten die grünen Bärte des Mooses hingen. Er ging an großen Steinen vorüber, die mit einer weichen Hülle bedeckt waren, auf der zarte Fäden und feuchte Blüthchen wuchsen. Endlich ließ er sich unter einer großen Tanne nieder. Der Abend war schon hereingebrochen. Moïz sah mit seinen Augen in das Dunkel und in die Dämmerung Die Kräuter und der Boden waren nicht mehr zu unterscheiden — es war nur eine einzige Zinsterniß, in der alles still war. Moïz saß mit dem Rücken an dem Stamme und schlummerte, und so saß er und schlief in halber Bewußtlosigkeit viele Stunden. Da weckte ihn ein furchtbares Getöse auf — — — das Meer grollte!

Welcher Fischer kennt nicht die furchtbare Bedeutung dieses brausenden Donners?

Wehe den Armen, die jetzt auf dem Wasser sind!

Moïz sprang auf und lief in eine Richtung des Waldes, wo er einen Ausblick auf das Meer hatte. Der Morgen war schon weit vorgeschritten, wie er sogleich merkte, ein langer Schlaf hatte ihn erquickt und seine matten Lebensgeister angefrischt. Die dumpfe Betäubung wich von seinem Haupte angefrischter der berg-hohen Wellen, die krachend gegen den Strand schlugen, alles

überschwemmend und mit sich reißend, was in ihren Bereich gelangte.

Wie ein wirrer, verworrener Traum erschien ihm der gestrige Tag . . . Wo befand er sich eigentlich und warum hatte er sich hier hergesetzt mit der scharfgeschliffenen Art? Ach! Der Baron — ihm wollte er hier aufschauern . . . von hier konnte er den Strand in weiter Entfernung überblicken . . . und hier mußte er vorüber, wollte er nach dem Fischerhäuschen gehen. — — — Seine Augen glitten über die unermessliche Fläche der Ostsee, über die rollenden Wogen und die in weiter Ferne auftauchenden weißen Wimpel der draußen liegenden großen Schiffe. Aber was waren das für seltsame dunkle Punkte auf den hohen Wellenbergen? Gott im Himmel, das waren zwei Fischerboote!

Die Wahwitzigen waren trotz des unruhigen Wetters wohl in der Nacht hinausgefahren, auf günstigen Fischfang hoffend . . . jetzt hatte sie der Sturm überrascht . . . „Gott stehe ihnen bei, sie kommen nicht wieder heim.“ Mois preßte den Schaft seiner Art fest an die Wange und starrte düster hinüber, wo in zwei Nußschalen einige Männer verzweifelt mit den Wellen rangen. Und nun sah er aus dem weißen Häuschen am Strande einige Gestalten eilen, dem Meere zu, und richtig, da fehlten die Boote, der alte Heise befand sich unter den Todgeweihten!

Ach, Gittas Vater! Der alte Fischer, der ihn, als er noch ein Knabe, unterwies in dem schweren Seemannsberuf . . .

Mois wußte selbst nicht, daß er den Abhang hinabstürmte in sausender Geschwindigkeit . . . er lief wie ein Verfolgter, wie ein von Furien Gehefter! Als er endlich den Strand erreichte, waren die Zusassen des ganzen Dorfes dort versammelt, die in bangem Schweigen dem furchtbaren Schauspiel zuschauten. Aus den Gruppen weinender Frauen tauchte Frau Heise und Gitta hervor, die wehklagend die Hände rangen und starren Auges auf die winzigen Punkte draußen im Meere schauten.

Mit einem Satz war Mois bei den Frauen. „Ist der Vater draußen?“ fragte er heiseren Tones. Sie schauten ihn an und sahen den dunklen, räthselhaften Ausdruck in seinen Augen . . .

„Er ist mit dem Nachbar Niklas heute ganz früh, bald nach Mitternacht, hinausgefahren.“

„Und in dem anderen Boot?“

„Darin ist der alte Meyer mit seinem Sohn.“

„Ach, Mois, wenn Du dabei gewesen, vielleicht hättest Du ihn gerettet . . .“ sagte Frau Heise.

„Ich hole ihn auch jetzt heim. — Ein Boot, schnell!“ Die Art flog auf den nassen Strand. Mois zog den Rock aus und warf die Stiefel von seinen Füßen.

„Du kannst nicht hinaus, lasse es mit dem guten Willen bewenden, es ist der sichere Tod, der Dich erwartet . . . Du würdest bei dem hohen Seegang die anderen nicht einmal erreichen,“ mahnten die alten besonnenen Fischer des Dorfes.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Egerton von Scotland Yard.

Kriminalnovelle von W. W. Wallace.

Autorisierte Uebersetzung von Hans Leonardi.

Ich hatte meine Verbindung mit der renommierten Rhedersfirma, deren Theilhaber ich gewesen, gelöst und Anstalten zur Uebersiedelung nach Südafrika getroffen, woselbst ich ein neues Geschäft zu begründen gedachte. Der Verlust meines Weibes hatte mich zu diesem Schritte bewogen, da ein Weiterleben in der Umgebung, die ihre Liebe mir bisher zum Eden gemacht,

mir unerträglich schien. Ich verkaufte mein Haus, eine schön gelegene Villa in Barnes, und entließ meine Dienerschaft, mit Ausnahme der Haushälterin.

Eines Nachts, etwa eine Woche vor meiner Abreise, wurde ein Einbruch in meinem Hause verübt. Der Dieb mußte dabei außerordentlich leise und geschickt zu Werke gegangen sein, da weder die Haushälterin noch ich selbst durch irgend ein Geräusch geweckt worden waren.

Zu meiner unendlichen Erleichterung machte ich am Morgen, nachdem ich zur Erkenntniß der leidigen Thatsache gelangt war, die Entdeckung, daß nur eine in meiner Rocktasche befindliche Brieftasche mit 50 Pfund in Banknoten entwendet, eine in meinem Schlafzimmer aufbewahrte Summe von 16 000 Pfund hingegen unberührt geblieben war. Sonst fehlte nichts, obwohl augenscheinlich eine Durchsuchung von Schränken und Schubfächern stattgefunden hatte. Die erwähnte größere Summe befand sich in einer Kommode meines Schlafzimmers, deren oberste Lade mit einem falschen Boden versehen war, unter welchem sich ein niederes Geheimschloß befand. In letzterem hatte ich zwei flache, schwarzlackierte Blechkassetten geborgen, deren eine zehntausend, die andere sechstausend Pfund enthielt.

Gegen acht Uhr morgens erschien ein großer, sehr brünetter Herr in der Villa, der mich unverzüglich zu sprechen wünschte.

„Wie ich gehört, Sir, ist in dieser Nacht ein Einbruch in Ihrem Hause verübt worden“, begann er.

„Allerdings“, entgegnete ich, ein wenig verdutzt über seine Kenntniß der Thatsache, über die ich selbst bisher noch nichts hatte verlauten lassen.

„Der Thäter, den der dienstthuende Konstabler aus Ihrem Fenster steigen sah, ist von diesem verfolgt und gefaßt worden, doch bei dem sich entspinnenden Kampfe hat der Beamte leider einen Schuß ins Bein erhalten, der ihn hilflos niederstreckte, während der Schurke mit Zurücklassung dieses Taschenbuches, welches außer Ihrer Karte nichts Wesentliches enthält, geflüchtet ist.“

Bei diesen Worten überreichte er mir mein vermischtes Taschenbuch, dessen Inhalt allerdings verschwunden war.

„Aha, ich habe etwas Derartiges vermuthet“, bemerkte der Fremde, als ich eine Bemerkung hierüber machte. „Jedenfalls muß sogleich etwas in der Sache gethan werden“, setzte er nach kurzem Verstummen lebhaft hinzu. „Ich bin Detektiv Egerton von Scotland Yard und hierher beordert, um Näheres über die Sache zu ermitteln. Was wissen Sie darüber zu berichten, Sir?“

Ich erzählte ihm, daß ich eine Fensterscheibe meines Wohnzimmers eingedrückt und dort Verschiedenes durchwühlt gefunden, daß jedoch mit Ausnahme meines Taschenbuches nichts verschwunden war.

„Haben Sie viel Geld im Hause?“

„Etwa sechzehntausend Pfund, die in einer Kommode meines Schlafzimmers aufbewahrt sind.“

„Und alles unverfehrt? . . . hm! . . . Wußte außer Ihnen sonst noch jemand um den Aufbewahrungsort dieses Geldes?“

„Ich glaube, mein Diener Williams, den ich kürzlich entlassen habe.“

„Ah! . . . Wollen Sie mir das betreffende Schubfach einmal zeigen? Ist dasselbe unverfehrt? Oder findet sich dort vielleicht irgend etwas, das auf die genaue Bekanntschaft des Thäters mit der Aufbewahrungsstätte des Geldes schließen läßt?“

Ich führte ihn in mein Schlafzimmer, zog das oberste, Kleidungs- und Wäschestücke enthaltende Schubfach der Kommode heraus und zeigte dem Detektiv das darunter verborgene Geheimschloß.

„Die Garderobenstücke waren durchwühlt, sagen Sie? . . . Ah, und das sind vermuthlich die Kassetten?“ bemerkte er, nach einer derselben langend.

Nachdem er das Schloß untersucht und die Kassette von allen Seiten besichtigt hatte, stellte er sie wieder in das Fach zurück.

„Geben Sie mir eine möglichst genaue Beschreibung Ihres entlassenen Dieners,“ sagte er dann . . . „So, er ist also nach Ripley gegangen? Nun, dann will ich mich zunächst dorthin wenden. Bleiben Sie mittlerweile im Hause und reden Sie vorläufig nicht über die Sache. Sobald wir etwas ermittelt haben, lasse ich Ihnen Nachricht zugehen oder komme selbst . . . Ein Glas Wein? O ja, mit Vergnügen.“

Ich verschloß die Kassetten wieder in der Kommode und begab mich in Begleitung des Detektivs hinunter zum Frühstück.

Etwas eine Stunde später tönte abermals die Hausglocke, und gleich darauf führte die Haushälterin einen großen, herkulisch gebauten Herrn, in Begleitung eines uniformirten Konstablers, in mein Zimmer.

„Ich möchte wissen, was der Besuch des schwarzbärtigen Menschen bezweckte, der vor einer Stunde hier gewesen ist,“ begann der Konstabler. „Sollte es Ihnen unbekannt sein, daß Sie einen der größten Schurken Londons unter Ihrem Dache beherbergt haben?“

„Sie irren,“ entgegnete ich. „Der Herr war einer Ihrer Detektivs von Scotland Yard — Detektiv Egerton, der hier Informationen betreffs eines Diebstahls eingezogen hat, der diese Nacht in meinem Hause verübt ist.“

„Egerton? Sehr gut! Sagen Sie lieber Detektiv Schwindelkopf!“ rief der Herkules, der, wie ich später erfuhr, Detektiv-Inspektor Hanson war. „Raum glaublich, was wir in London für Spitzbuben haben! Und Sie haben ihm ohne weiteres geglaubt, daß er einer unserer Leute gewesen? Sacrebleu! Hoffentlich haben Sie ihn nicht durchs Haus geführt und ihn in alle möglichen Einzelheiten eingeweiht?“

„Das habe ich allerdings gethan, aber ich will Ihnen den Hergang mittheilen,“ sagte ich und erzählte dann von dem nächtlichen Einbruch und dem Auftreten Detektiv Egertons.

Als ich geendet, blieb der Inspektor, der mittlerweile mit erregten Schritten, als könne er seine Entrüstung nur mühsam bezwingen, das Zimmer durchmessen hatte, vor mir stehen.

„Mr. Smithson, ich muß Sie meiner Anhöflichkeit willen um Verzeihung bitten; aber wir haben es hier mit dem abgefeimtesten Schurken zu thun, der mir in meiner Praxis vorgekommen ist. Dies ist nun bereits das vierte mal, wo er uns derartige Streiche spielt. Ihr Irrthum ist indes begreiflich. Ich will Ihnen nun etwas mittheilen, das Sie möglicherweise ein wenig alteriren dürfte. Ich rathe Ihnen daher zu einem Cognac, ehe ich beginne.“

„Dieser Burische,“ begann er, nachdem er sich eine von mir offerirte Havanna angezündet hatte, „steckt mit dem Einbrecher dieser Nacht unter einer Decke. Ueberzeugt, daß Sie mehr Geld in Händen haben als die fünfzig Pfund, die sie bereits anektirt hatten, haben sie dieses Plänchen ausgeheckt, um auch des übrigen Geldes habhaft zu werden; denn höchstwahrscheinlich hat der Galunke Ihnen den Inhalt jener Kassette, die Sie so harmlos seinen geübten Langfingern überließen, fortstiehl.“

„Unmöglich!“ rief ich, obwohl mit einem Gefühl steigenden Unbehagens.“

„Nun, davon können wir uns ja bald überführen,“ meinte der Inspektor.

„Aber ich habe dem Menschen ja nur die Besichtigung der uneröffneten Kassette — und zwar in meinem Beisein — gestattet,“ wandte ich ein.

Dessenungeachtet führte ich die beiden Beamten in mein Schlafzimmer und zeigte ihnen dort den Versteck meiner Kassetten. Ich nahm eine derselben, holte den Schlüssel aus meiner Tasche und war im Begriff, sie zu öffnen, als Hanson, der die andere Kassette prüfend zur Hand genommen, plötzlich ausrief:

„Sehen Sie her, Sir . . . ganz wie ich's mir gedacht . . . diese Kassette ist ja gar nicht verschlossen, sondern nur leicht gedrückt. Ein kleiner Druck . . . sehen Sie so . . . und sie springt auf. Und da haben Sie's — leer!“

„Mgütiger!“ rief ich auf den nächsten Stuhl sinkend. „Meine zehntausend Pfund sind fort!“

Mit bebender Hand öffnete ich die zweite Kassette und war ein wenig erleichtert, das Banknotenbündel unverfehrt darin vorzufinden. Dann nahm ich die leere Kassette, die der Inspektor mir eingehändigt, entdeckte jedoch bei näherer Besichtigung, daß es nicht die meine, sondern ein sehr ähnliches Exemplar war.

„Jedenfalls hat er diese Kassette untergeschoben, während Sie ihm die Besichtigung der Ihigen gestatteten,“ meinte der Inspektor.

„Und daß er das Ersatzstück bereits mit sich geführt hat, beweist seine genaue Sachkenntniß, die er vermuthlich Ihrem — allem Anschein nach in die Angelegenheit verwickelten — Diener Williams verdankt. Da der nächtliche Einbruch daran gescheitert ist, daß die Konstruktion Ihrer Kommode dem Spitzbuben unbekannt war, erschien der freche Patron noch einmal unter der Maske eines Detektivs und vollendete den Raub. Ich bin fest überzeugt, daß Williams bei der Sache theilhaftig ist und muß daher — gleich Ihrem Schwindel-Detektiv — schleunigst seine Spur zu verfolgen suchen. Es ist eine böse Geschichte und keine Zeit zu verlieren.“

„Sie, Billing,“ wandte er sich dann an den Konstabler, „bleiben hier bei Mr. Smithson, während ich nach Ripley hinüberfahre, wo Williams Angehörige wohnen. Möglich, daß der Galunke nochmals zurückkommt, um sich den Rest des Geldes zu holen. Er ist dazu imstande. Und kommt er, so dürfen Sie ihn uns um keinen Preis nochmals entschlüpfen lassen. Ich will unterwegs in Scotland Yard vorsprechen und über die Sache Bericht erstatten.“

Nach diesen Worten verließ der Inspektor das Haus und ließ mir den Konstabler als Trost zurück. Es war ein sehr gewöhnlich aussehender Polizist mit rothem Gesicht, der mit so stupidem Ausdruck dasaß, als wisse er kaum, welcher schwerer Verlust mich betroffen hatte. Ich empfand keine Lust, mit ihm zu reden, und entschlossen, mich nicht mehr von dem Rest meiner Habe zu trennen, barg ich dieselbe an meiner Brust.

Eine halbe Stunde nachdem Inspektor Hanson uns verlassen hatte, rief der am Fenster stehende Konstabler mich zu sich und deutete sodann auf eine Männergestalt, die drunten aus der Lindenallee tretend, auf das Haus zukam.

Es war mein Gast vom Morgen — der Pseudo-Detektiv.

Doch kaum war sein Blick auf meinen uniformirten Gefährten gefallen, als er urplötzlich Kehrt machte und schleunigst die Allee hinabeilte.

Der Konstabler und ich stürzten ihm nach; doch an der Hausthür angelangt, winkte jener mir zurückzubleiben.

„Ich kann ihn allein einfangen, ich will ihm den Weg abschneiden,“ rief er. „Bewachen Sie unterdes Ihr Eigenthum.“

Das klang vernünftig, und nachdem ich dem Davonstürzenden nachgesehen, bis er hinter den Bäumen verschwand, kehrte ich mit einem Gefühl großer Erleichterung ins Haus zurück.

Hoffentlich würde ich mein Geld nun zurück erhalten, denn der Konstabler würde seinen Mann schon zu stellen wissen und das Geld bei diesem vorgefunden werden. Und mittlerweile alarmierte Hanson die Polizei des ganzen Landes und würde zweifel-

los auch den Schurken Williams ermitteln. Meine Sache ruhte also in sicheren Händen, so daß mir nichts übrig blieb, als ruhig den Verlauf der Dinge abzuwarten.

Doch als der Tag verging, ohne daß mir irgend eine Kunde zugegangen wäre, begannen mir ominöse Zweifel aufzusteigen, und ich beschloß, mich zur nächsten Polizeistation zu begeben und dort einmal Nachfrage zu halten.

Dort aber wußte man weder etwas von einem Einbruch noch von einem Detektiv-Inspektor Hanson und Konstabler Pilling. Man telegraphierte an die Oberpolizeibehörde, die ebenfalls jede Kenntniß des Vorfalles wie der betreffenden Leute in Mrede stellte.

Mir wirbelte der Kopf. Der Inspektor begleitete mich nach Hause, und zum dritten mal erzählte ich ihm die verhängnisvolle Geschichte, die mit jedem male größere Dimensionen annahm.

„Ich muß sofort gehen, um das Nöthige zu veranlassen,“ sagte er, als ich geendet hatte. „Vor Mitternacht bin ich wieder hier.“

Unterdessen verlebte ich bange, peinvolle Stunden. Ich erschien mir wie eingesponnen in ein aus Lug und Trug gewobenes Netzwerk, dessen Fäden unentwirrbar schienen.

Kurz vor zwölf Uhr kehrte der Inspektor zurück.

„Zunächst,“ so begann er, „will ich Ihnen sagen, daß ich der erste bona fide-Detektiv bin, der Ihre Schwelle heute betreten hat. Sie sind das Opfer einer frechen Schwindlerbande.“

„Wie?! . . . Wollen Sie damit sagen, daß auch der Konstabler und Inspektor Hanson Betrüger gewesen?“ rief ich.

„Allerdings. Sie sind uns bekannt.“

„Aber wenn der schwarzköpfige Schuft mir die zehntausend Pfund gestohlen hat, was in aller Welt bezweckte dann das Erscheinen und Komödienspiel der anderen beiden?“

„Es fragt sich noch sehr, ob der genannte Egerton es gewesen, der das Geld entwendet hat. Meines Erachtens bestand seine Aufgabe nur darin, zu ergründen, ob Sie noch mehr Geld im Hause hatten und wo Sie es aufbewahrten. Er nahm dabei Gelegenheit, Ihre Kassette zu besichtigen und ging dann fort, um eine ähnliche zu erstehen und Hanson zur Vollendung des Dubenstückes herzusenden. Die ganze Sache ist mit unglaublicher Raffiniertheit ausgeklügelt. Daß Williams darein verwickelt ist, erscheint mir keineswegs ausgemacht, da es in hiesiger Gegend ja allgemein bekannt ist, daß Sie, im Begriff ins Ausland zu gehen, all Ihre Besitztümer zu Gelde gemacht haben und folglich im Besitz größerer Summen sein müssen.“

„Sie meinen also, daß Hanson selbst die Kassetten vertauscht hat, während ich mit dem Deffnen der anderen beschäftigt war?“ sagte ich.

„Ohne Zweifel.“

„Dann verstehe ich aber nicht, warum Egerton noch einmal zurückkehrte?“

„Um den Konstabler, den man zurückgelassen, um etwaige Bedenken Ihrerseits zu zerstreuen, bis Hanson mit dem Gelde in Sicherheit war, einen glaubwürdigen Anlaß zum Verschwinden zu geben. Dadurch erhielt die ganze Sache einen Schein der Wahrheit, so daß Sie in vollster Seelenruhe zurückblieben und den Galunken zwölf Stunden Vorsprung ließen. Doch trotz ihrer Verleihenheit werden sie uns hoffentlich nicht entgehen.“

Und so geschah es, ich erhielt nahezu die Hälfte meines Geldes zurück. Daß Williams nichts mit der Sache zu thun gehabt, bedarf wohl kaum einer Erwähnung.

(Nachdruck verboten.)

Das Pathengeschenk.

Von Helene Lang-Anton.

„Was, Sie sind nicht gefirmt, Herr Leutnant? aber das ist ja schrecklich,“ sagte fast entsetzt die kleine Frau von Sabienska, und vergaß den Ball zurückzuschlagen.

Leutnant von Körber stand vor ihr im eleganten Lawn-Tennisanzug, in welchem er ebenso schneidig und patent aussah, wie in der kleidsamen Husarenuniform.

„Nein, gnä' Frau, ich bin nicht g'firmt. Ich war mein Lebtag für einen Backenstreich zu gut. Selbst der Bischof hätt's nicht übers Herz gebracht.“

Dabei lachte der Schalk und sah der hübschen Frau fester in die Augen, als nöthig war. Sie schüttelte den Kopf. Für die fromme Polin war das einfach unsagbar.

„Dann sind Sie ja nur ein halber Christ. Da sind Sie wohl auch sehr gegen die Beichte?“

„O, nein, gnä' Frau. Die Beichte ist etwas sehr Unangenehmes, besonders, wenn die Beichtkinder schön und jung sind.“

Frau von Sabienska wandte sich unwillig ab. Mit dem verdrehten Menschen war doch nicht ein vernünftiges Wort zu reden. Sie war ja sonst auch fröhlich und munter, und bei allen Scherzen dabei. Aber was die Religion betraf, da verstand sie keinen Spaß.

„Und ich bleibe dabei,“ sagte sie sehr bestimmt, „ein Mensch, der nicht alle Weihen in Anspruch nimmt, die die katholische Kirche uns zuerkennt, ist nur ein halber Christ.“

„Aber die letzte Delung schließen Sie doch aus, gnä' Frau? Oder befehlen Sie vielleicht —“

Jetzt wurde sie bitterböse. Ein Mann, der selbst mit dem Tode scherzte, war nicht nur kein Christ, er war ja ein Wilder, ein Barbar, ein Mamelud.

Die Partie war zu Ende. Sie legte den Schläger hin, und erklärte, nicht weiterspielen zu wollen.

Als der junge Offizier sah, daß er sie ernstlich erzürnt hatte, lenkte er ein. Aber so sehr er sich auch bemühte, sie von seiner Frömmigkeit zu überzeugen, sie glaubte ihm nicht mehr. Sie sah genau den Schalk, der sich hinter seinem reinigen Gesicht barg.

Sie hatte sich auf eine Bank gesetzt und sah dem Tennispiel zu. Er stand mit der Miene eines armen Sünders vor ihr und wartete auf die Erlaubniß, sich zu ihr setzen zu dürfen. Er stöhnte über Hitze und Müdigkeit, aber die Aufforderung unterblieb. Sie zeichnete mit der Schirmspitze Figuren in den Sand und schien seine Gegenwart ganz vergessen zu haben. Nun wurde ihm die Sache zu dumm. Ihr Grollen war ja einfach kindisch. Weil er nicht gefirmt, hielt sie ihn für keinen Christen, wahrscheinlich nicht einmal für einen anständigen Menschen.

Er stammelte etwas wie: „Sie gestatten, gnädige Frau“, und ließ sich neben sie auf die Bank fallen.

Frau von Sabienska rückte ostentativ weiter und zog ihr elegantes Sommerkleid, das Körber vorhin „einen Traum von Seide und Spitzen“ genannt hatte, fest an sich, daß auch nicht eine Falte den Mann streife, mit dem sie keine Gemeinschaft mehr haben wollte. Körber lächelte halb belustigt, halb ärgerlich. Hätte er die Wirkung seines Zugeständnisses, daß er nicht gefirmt sei, vorhersehen können, so hätte er sich wahrscheinlich drei Backenstrieche angebidtet.

Plötzlich schien ihm ein pyramidaler Gedanke zu kommen.

„Aber, gnä' Frau, das kann ich ja nachholen. Ich bin heut sechsundzwanzig Jahre, und ich kenne Menschen, die sich im Alter von vierzig Jahren firmen ließen.“

Das stimmte, die Firmung bindet sich an kein Alter. Interessirt horchte sie auf.

„Wenn Sie glauben, gnä' Frau, daß mein Seelenheil auf dem Spiel steht, will ich mich morgen gleich anmelden. Nächsten Monat ist ja Firmung.“

Jetzt ließ sie das Kleid fallen und sah ihn an.

Wenn er nicht scherzte, wenn es ihm Ernst war, dann brauchte sie ja nicht die Freundschaft mit dem lebenswürdigen amüsanten jungen Mann, die ihr so viel Vergnügen bereitere, aufzugeben. Er war entschieden der Netteste aus ihren Bekanntenkreisen, und das Plaudern mit ihm bei Sportsvergügen und Gesellschaften war ihr fast Bedürfniß geworden. Sie ging seinetwegen mehr aus als sonst, weil ihre Tante, ein altes pedantisches Fräulein mit vorjüngstlichen Ansichten, bei welcher sie lebte, Herrenbesuche zum Thee nicht duldete.

Mrs. Muscha von Sabienska ihr den Vorschlag machte, Leutnant von Körber einmal gemüthlich zum Abendessen einzuladen, wehrte sie entsezt ab. Was würden die Leute sagen? Was für Schlüsse daraus ziehen? Sie sprach so viel dagegen, daß Muscha seufzend ihren Plan aufgab.

Muscha sah Körber zaghaft an, der ganz Feuer und Flamme war und die Firmung anscheinend nicht erwarten konnte.

„Sie wollten?“ begann sie leise.

„Aber g'wiß, gnä' Frau. Das heißt, nur unter einer Bedingung, wenn Sie meine Frau Godel sind. Pardon! so nennen wir die Firmpathin in unseren Bergen.“

„Ach? Ach nein, Sie scherzen.“ Das Aufinnen kam ihr zu drollig vor, sie mußte lachen.

Sie, die junge Frau, die Firmpathin von einem Husarenoffizier. Aber warum nicht? sie hatte nichts dagegen. Nur noch zum Schein machte sie Einwendungen. Er wollte nichts davon hören.

Er hielt ihr die Hand hin, und schon wollte sie einschlagen, als ihr die Tante einfiel.

„Nein, es geht nicht, meine Tante würde es nie erlauben.“

Wichtig, diese schreckliche Tante, die Körber schon so oft ins Pfeiferland gewünscht, wenn sie mit ausgerechneter Präzision immer in den Augenblicken auftauchte, wo er mit List und Schlaueit ein Alleinsein mit der schönen Frau erobert hatte. Diese Tante störte immer und überall.

„Ich begreife gar nicht, gnä' Frau, wie Sie sich so unterdrücken lassen können. Sie haben doch das Bestimmungsrecht über sich, Sie sind Wittve und waren selbständig.“

„Ach Du lieber Gott, selbständig! Als blutjunges Mädchen verheiratet kehrte ich, als mein Mann starb, nach anderthalb Jahren in das Haus meiner Tante zurück. Manchmal ist es mir, als wäre ich gar nicht verheiratet gewesen.“

Er sah sie an. Diese Ansicht würden wohl die Meisten haben. Ihre ganze Erscheinung hatte etwas Mädchenhaftes, Kneisches, Unberührtes, daß sie wohl niemand, der es nicht wußte, für eine junge Frau oder gar Wittve gehalten hätte. Unter solchen Umständen mußte sie wohl die Erlaubniß ihrer Tante einholen. Nur ein neuer Ehebund konnte sie dem Einfluß dieser etwas eigensinnigen Dame entziehen.

Er war allen Ernstes verliebt in die hübsche junge Frau, und da ihre Vermögensverhältnisse ziemlich zu einander stimmten, so wäre die Sache zu arrangiren gewesen, wenn — er sich selbst getraut hätte. Aber er hatte zu oft sein Herz in hellen Flammen gesehen: und war nicht ganz sicher, ob es diesmal die richtige, die wahre Liebe sei. Er fand die Witze, graziöse Polin reizender als alle anderen, suchte möglichst viel am Tage mit ihr zusammen zu sein, träumte in der Nacht von ihr, dachtete sie an in poetischen Stunden, taufte sein schönstes Pferd nach ihr, das ihm schon zwei erste Preise im Rennen gebracht hatte, aber er zögerte doch

noch immer mit dem entscheidenden Schritt. Das Junggesellenleben war so schön und die ungebundene Freiheit, besonders wenn man sie so gut auszunutzen verstand wie er, zu kostbar, um sie so schnell und ohne Ueberlegung aufzugeben. Eigentlich hätte er sich vernünftigerweise jetzt zurückziehen müssen, wenn er eben nicht wie immer dem „ewig Weiblichen“ gegenüber zu schwach gewesen wäre.

Die Firmungsgeschichte machte ihm anscheinend Spaß. Sie als Firmpathin zu haben, das hätte doch noch gelohnt.

Sie verabredeten einen Schachzug gegen die Tante. Er glaubte ihre Erlaubniß zu erringen; denn eine verlorene Seele retten besonders alte Damen gern.

Sie schüttelte den Kopf, aber nicht mehr böse. Er war doch ein unverbesserlicher Spötter.

„Welchen Namen wollen Sie denn bei der Firmung erhalten?“ fragte sie.

„Den Ihren, gnä' Frau, natürlich nur den Ihren.“

Sie lächelte.

„Ich heiße Muscha. Es giebt keinen männlichen Muscha.“

„Na, vielleicht Kuntius? Der heilige Kuntius war ein sehr vernünftiger Mann.“

Sie drohte ihm mit dem Finger. Er schlug sich mit der Hand auf den losen Mund und verbeugte sich entschuldigend.

„Bravo, Herr Leutnant, diese Selbsterkenntniß müßten Sie öfter üben.“

„Für Sie, gnä' Frau, thu' ich alles, da geh' ich selbst durchs Feuer.“

„Ja, es darf aber nicht brennen.“

Sie lachte und er stimmte mit ein. Sie lachten so laut, daß sie garnicht das Nehen der gefürchteten Tante bemerkten, erst als diese knapp vor ihnen stand und beide höchst mißbilligend musterte.

Zimmer steckten die Beiden zusammen. Die Unvorsichtigkeit ihrer Richte war doch himmelschreiend! Sie forderte ja geradezu den Klatsch heraus!

Die jungen Leute verständigten sich durch einen Blick und wagten vereint den ersten Angriff.

Das alte Fräulein sah sie ganz sprachlos an. Sie glaubte im ersten Augenblick, daß beide plötzlich verrückt geworden seien. Trotz dieser Annahme gelang es ihnen nach und nach, das fromme Fräulein davon zu überzeugen, daß sie mit ihrer Einwilligung ein Gott wohlgefälliges Werk übe, sodaß sie endlich nachgab.

In diesem Moment wurde sie abgerufen. Sie räusperte sich vielsagend und winkte mit den Augen ihrer Richte, sie zu begleiten. Aber Muscha war plötzlich taub und blind geworden. Sie war an den blühenden Jasminstrauch herangetreten und beschäftigte sich so eingehend mit diesem, daß der Tante, wollte sie die junge Frau durch Hofmeisterei nicht zu sehr bloßstellen, nichts anderes übrig blieb, als allein dem Rufe Folge zu leisten. Es traf noch ein vernichtender Blick den Husar, dann segelte sie wie eine Fregatte ab.

Als sie aus Hör- und Sehweite war, schauten die jungen Leute sich an, lachten wieder und freuten sich wie die Kinder.

Gott, wie reizend und süß sie aussah. Es krabbelte ihm ordentlich in den Händen. Er hätte am liebsten ihren kleinen Kopf mit dem schönen welligen Haar an sich gezogen und sie halbtodt geküßt.

Zum Teufel mit allem Klügeln, Ueberlegen und Erwägen, wenn das Herz stärker klopft, wenn das Blut durch die Adern rast, und das Verlangen bis in die Fingerspitzen hinein prickelt. Er sah sie an mit einem Blick, der sie befangen machte. Es bligte und wetterleuchtete in seinen dunklen Augen, daß sie unwillkürlich die ihren schloß.

Nur um etwas zu sagen, fragte sie:

„Und was wünschen Sie sich als Bathengeschenk, Herr Leutnant?“

„Sie selbst, gnä' Frau. Sie, Sie — nur Sie.“

Sie sah ihn erstaunt an. Sie verstand ihn nicht gleich.

Da flammte es aus seinen Augen in die ihren und nun — begriff sie.

In holder Verwirrung mit gesenkten Augen stand sie vor ihm, und vermochte nicht ein Wort herauszubringen. Wie sie das fühlte! Welch einen nie gesehenen Reiz es ihr verlieh!

Nun war es mit seiner Selbstbeherrschung zu Ende. Er dachte, er erwog jetzt nicht mehr. Die Liebe und seine frische Jugend siegten.

Ehe sie noch recht wußte, wie ihr geschah, hatte er sie umschlossen, und fest an sich gezogen, ihre Rippen fanden sich im ersten heißen Kusse.

Wortlos hatte sie sich selbst als das schönste Bathengeschenk ihrem Firmling an die Brust gelegt.

(Nachdruck verboten.)

Vom Schwimmen.

Saisonplauderei von Th. V. Gall.

Wenn die milde Jahreszeit kommt, schwimmt wer irgend vermag, fröhlich und wohlgenuth in den kühlenden Fluten. Sei es, daß er sich behaglich von ihnen tragen läßt, oder sogar, wofern Kraft und Geschicklichkeit hinreichen, die Bahn direkt der Strömung entgegen wählt. Wie dem aber auch sei: Der Sport in seiner Gesamtheit ist durchaus gesund für denjenigen, der ihn ausübt. Er härtet ab und stählt die Muskeln; alle Vortheile, die das Kaltbaden in hygienischer Hinsicht gewährt — und diese sind fürwahr nicht gering! — sind in gesteigertem Maße vom Schwimmen zu erhoffen. Personen, denen der Aufenthalt im kalten Wasser sonst ganz und gar nicht behagte, fühlten sich hier plötzlich überaus wohl, nachdem sie des Schwimmens kundig geworden waren. Das scheinbare Räthsel erhellt sich sehr schnell, wofern man nur ein wenig die Lage überdenkt. Badende, die nicht zu schwimmen vermögen, sind im Wasser mehr oder weniger darauf angewiesen, still zu stehen oder doch nur geringfügige Bewegungen vorzunehmen. Wenn also das Wasser nicht eine verhältnißmäßig hohe Temperatur aufweist, kann die im Körper vorhandene Wärme nicht lange vorhalten. Ganz anders der emsige geübte Schwimmer. Mit gleichbemessener Bewegung theilt er die Fluten, zehrt die Arme ausstreckend, dann sie wieder an den Körper ziehend. Eine ähnliche Obliegenheit haben die Beine zu vollführen; die Muskeln spannen sich an, das Blut zirkuliert fröhlich durch den gesammten Körper. Zugleich haben die Lungen Gelegenheit, in dankbarster Weise ihres Amtes zu walten. Wichtig athmen können ist viel werth und man lernt dies vielleicht nirgends so gut wie beim Schwimmen. Und wie herrlich ist der Odem, der über einem kristallklaren See lagert oder gar über der smaragdnen Fläche des unendlichen Meeres! Reicht ihn auszukosten und die Lungen damit bis auf den letzten Schlupfwinkel gewissermaßen zu durchtränken, das vermag doch nicht etwa jemand, der sich ängstlich und vorsichtig an den seichten Stellen des Ufers aufhalten muß, sondern allein derjenige, der sich getrost hinauswagen darf, über Wellenberge hinweg, von ihnen getragen oder den Gischt kraftvoll zertheilend — der Schwimmer.

Die Schwimmkunst ist ebenso alt, wie sie durch echtes Lob gefeiert wird, wo wir auch immer Kunde über sie empfangen. Wer denkt nicht an Leanders kühne Nachtwanderungen durch das kristallene Raß, wenn ihn die Minne zu Hero trieb? Auch

Odysseus hatte auf seinen Irrfahrten hinreichend Gelegenheit, seine Lichtigkeit im Schwimmen zu erproben. Nach Homer rettete ihn allein der Schleier, den ihm die Meeresgöttin Leukothea gab, aus den Stürmen, die das Meer aufpeitschten; wir dürfen also wohl annehmen, daß er mit einem Schwimmgürtel ausgestattet war. Nicht minder als im klassischen Alterthum setzte man auch in späteren Epochen beim Manne hinreichende Vertrautheit mit den Fluten voraus — und der Kunst, jene mit tüchtiger Armeskraft zu theilen. Ein vorzüglicher Schwimmer war Karl der Große; überhaupt hebt der Chronist gern bei der Schilderung deutscher Mannestüchtigkeit hervor, daß der Vortreffende neben dem edlen Waffenhandwerk auch im Schwimmen wacker gewesen sei. Die Freude an andern Sports wanderte oder variierte, wie die Mode an Kleidungsstücken — ungeschwächt durch die Jahrhunderte, die vorüber rollten, hielt sich die Lust am Schwimmen. Lord Byron durchquerte am 3. Mai 1810 den Hellespont in der Entfernung zwischen Seso und Abydos; der geniale Dichter bewies damit, daß die Mär von den kühnen Musflügen Leanders zu seiner Hero auf eben diesem Pfade keineswegs trügerisch zu sein braucht. Bereits acht Tage vorher hatte der britische Poet das Wagstück geplant, mußte aber wegen des widrigen Nordwindes und der Macht der Fluten, die jener auswühlte, davon abstehen. Uebrigens hat der Begleiter Byrons auf dieser Schwimnfahrt, Schiffsleutnant Ekenhead, die Strecke in noch kürzerer Frist bewältigt; er brauchte dazu nur fünfundsiebzig Minuten, während der Dichter selber fünf Minuten später ans Ziel gelangte. In jedem Falle darf Lord Byron zu den kühnsten Schwimmern aller Zeiten gezählt werden. In der Lagunenstadt bot er ein Schauspiel, von dem sich noch heute die Gondoliere die Kunde zuraunen. Im Jahre 1818 schwamm er im Wetteurnier mit Gegnern, die in diesem Sport für unbesiegbar galten, vom Rido nach der Stadt und durch den Canale Grande bis zur entgegengesetzten Lagune von Fusina. Er mußte, um diese mächtige Strecke zurückzulegen, nicht weniger als vier Stunden und zwanzig Minuten in den Fluten zubringen. Ganz Venedig jauchzte ihm zu; bei den Fischern und Gondolieren von Venedig heißt er noch heute „il pesce Inglese“ — „der englische Fischmensch“.

Der irgendwie Gesunde kann kaum eine größere Unterlassungsflinde gegen sein eigenes Wohlbefinden begehen, als wenn er darauf verzichtet, sich eine möglichst sichere Schwimmfähigkeit anzueignen. Ich brauche wohl nicht hervorzuheben, wie oft man in die Gefahr kommt, den Wellen gegenüber um das Dasein zu kämpfen, und wie zahlreich die Opfer sind, die von jenen gefordert werden. Und doch ist es im Grunde so leicht — nicht nur das Schwimmen selber, sondern auch der Widerstand gegen die herunterziehende Kraft des feuchten Elements, sowie der schließliche Sieg über jene! Vor allem muß man den Kopf oben behalten, und zwar in doppelter Hinsicht. Die meisten Menschen strecken, sobald sie zu ertrinken fürchten, Hände und Arme thunlichst weit nach oben. Gerade dadurch aber wächst für sie die Gefahr bedeutend. Sie sollten vielmehr die Arme unter dem Wasser belassen, den Kopf zurückbeugen und die Luft so lange wie möglich nach schnellem Aus- und Einathmen anhalten: dann bleibt nämlich das Gesicht bestimmt oberhalb der Flut, und die Gefahr des Ertrinkens ist, wenigstens bis Hilfe gewährt wurde, beseitigt. Man braucht sich ja nur nach dem zu richten, was unser treuer Gefährte aus dem Thierreich, der Hund, instinktiv unter gleichen Umständen zu thun pflegt. Wirft man ihn — selbstverständlich soll er einer Rasse angehören, die des Schwimmens völlig unkundig ist — in das Wasser, so weiß er freilich für den ersten Augenblick nicht, was er anfangen soll. Aber gleich darauf versucht er zu laufen — er macht jene

Schwimmbewegungen, die wir mit „pudeln“ zu bezeichnen pflegen. Und wirklich reichen diese völlig hin, ihn über Wasser zu halten oder sogar mit Bewältigung größerer Strecken in Sicherheit zu bringen. Eben diese Bewegungen kann aber auch jeder Mensch ausführen, wenn er sich in gleicher Lage befindet. Da nämlich das spezifische Gewicht desselben geringer ist als dasjenige des Wassers, so folgt nothgedrungen daraus, daß wir nicht ohne weiteres in diesem Element untergehen werden. Wenn man natürlich, wie das die leidige Gepflogenheit derer ist, die zu ertrinken fürchten — wenn man also ängstlich die Arme in die Luft hineinstreckt, so drückt doch schon das Gewicht derselben den Körper unter Wasser, und der elendige Tod ist unvermeidlich. Wer also nicht schwimmen kann und gleichwohl in die soeben geschilderte Wasser-noth geräth, der pudel! Aber vor allem nicht den Muth verlieren und stets den Kopf oben behalten — dann wird er auch oben bleiben!

Noch einfacher gestaltet sich die Lage für den des Schwimmens Unkundigen, wenn es sich darum handelt, bei einem Schiffs- oder Bootsunglück vor der Gefahr des Ertrinkens gesichert zu bleiben. Wer jemals Augenzeuge oder gar Theilnehmer einer solchen Katastrophe war, wird sich dessen erinnern, daß alle Welt den Besuch machte, die Spitze des in Betracht kommenden schwimmenden Gefährtes zu erreichen. Dennoch ist dies Verfahren grundfalsch. Gerade dadurch, daß sich die oft so große Anzahl von Personen an einen einzigen Gegenstand klammert und diesen zu erfassen trachtet, muß jener übermäßig belastet werden und ebenso an sich wie mit denjenigen, die hier einen Post vernommen, dem Untergang geweiht sein. Bei solchen Katastrophen giebt es ja eine oft unzählige Menge von Gegenständen, deren jeder allein hinreichen würde, einem oder mehreren Rettung zu gewähren. So genügt ein einzelner Sessel zwei völlig erwachsene Personen, die ihn in der Stunde der Noth erfassen, über Wasser zu erhalten. Man braucht sich nur mit einem Finger an ein Brett zu halten, so vermag man, wenn der andere Arm, wie vorhin geschildert, nicht thöricht in die Luft gestreckt, sondern unter Wasser belassen wird, dem Tode in den Fluten zu entriemen. Ja, ein einfacher Filzhut, wie ihn der moderne Kulturmenschen aller Stände täglich zu tragen pflegt, kann zum Retter in der Noth werden. Man fasse den Hut, drücke ihn leicht mit dem Arm gegen die Brust — und man gewinnt damit etwas wie ein Schwimmgürtel, der die denkbar größten Dienste leistet. Das Mittel ist leider bei weitem nicht so bekannt, wie es zu wünschen wäre. Wie oft sieht man jemanden den letzten, verzweifeltsten Kampf gegen die Wellen unternehmen und diesen schließlich auch zum Opfer fallen. Hier heißt es, sofort die nöthige Geistesgegenwart an den Tag legen. Wer nicht selber ins Wasser springt und so dem Ertrinkenden Hilfe gewährt, unterlasse wenigstens nicht, ihm den Hut flach mit der Krempe zuzuworfen. Daran reihe sich das Mahnwort, sich der Kopfbedeckung in der soeben geschilderten Weise zu bedienen. Manches Menschenleben könnte auf diese Weise dem schon ziemlich sicheren Tode entriessen werden. Denn mit der Schwimmfähigkeit liegt es augenblicklich ohnehin bei uns noch recht im argen. Der Deutsche besitzt zwar heute eine stattliche Kriegsflotte, und seine Handelschiffe durchqueren nach vielfachster Richtung hin den Ozean. Darum sind wir aber dennoch bis jetzt, vielleicht die Anwohner der Meeresküsten und großen Wasserläufe ausgenommen, und ebenso jene Kreise, die das Schwimmen sportmäßig betreiben — in der Mehrzahl zu unserem eigenen Schaden leider recht und schlecht nichts weiter als — Landratten.

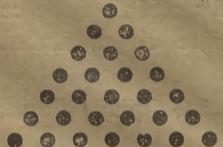
(Nachdruck verboten.)

Räthsel.

Bilderräthsel.



Pyramide.

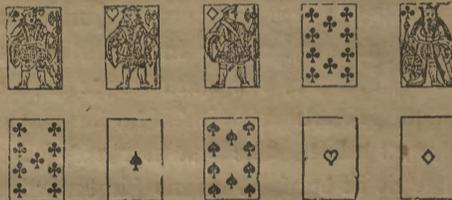


Vokal.
Maß.
bekannter Rechtslehrer.
Ruhstätte.
Freude des Landmanns
Stadt in Baiern.
Stadt in Italien.

Von der Spitze beginnend wird jede weitere Reihe durch Hinzufügung eines Buchstabens unter beliebiger Stellung der übrigen Buchstaben gebildet.

Staufgabe.

(a b c d die vier Farben; A K; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).
V, der Vorhandspieler, verliert a-Handspiel auf folgende Karte:
b, c, dB, a10, K, 9; bA, 10; cA; dA.



M hatte bis Null gereizt, dann aber gepakt, da er in einer Farbe die D (Dame, Ober) zu dritt hatte, Null ouvert also nicht riskiren konnte. H ging weiter bis c-Handspiel, mußte aber dann auch passen. Die Gegentrümpe waren vertheilt. Im Stat lagen b9, 8. Die Gegner konnten auf 60. Und zwar nur deshalb, weil der Spieler nach dem 2. Stich, als ihm ein blankes K herausgeschnitten wurde, ausrief: „Das ist Euch ja geglückt, aber Schneider seid Ihr doch, es giebt keinen Stich mehr.“ Dadurch wurde M zu einem Husarenreich veranlaßt, den er als vorsichtiger Spieler sonst nicht riskirt hätte. Wie war Kartenvertheilung und Gang des Spieles?

Auflösung des Bilderräthsels.

Große Seelen dulden still.

Auflösung der Charade.

Sellebarde.

Auflösung des Ergänzungsräthsels.

Nichte, Sohn, Kalb, Zaturst, Hund, Riste, Adler, Ostsee, Lenau, Brot.
Nichts halb zu thun ist edler Seelen Art.

Lösung des Zahlenräthsels.

R E H
U H R
E H E
N I L
N I E

Auflösung der Staufgabe.

Kartenvertheilung:

B. a, b, c, dB, aK, D, 9; d10, D, 7.
M. a8; bA, 10, K; cA, K, D, 9, 8, 7.
S. a7; bD, 9, 8, 7; c10; dA, K, 9, 8. Stat: aA, 10.

Zieht V nicht erst alle seine Trümpe, sondern spielt er zwischen durch d an, geht das Spiel:

B. dD, cA, dK (-18). — S. c10, aK, c7.

B. d7, bA, d9 (-11). — S. dA, d10, b10 (-31).

Damit haben die Gegner 60. Zieht der Spieler erst siebenmal Trumpf, behält H entsprechend dem Abwerfen seines Mitspielers c10 und dazu dA, K. Dann geht das Spiel:

8. B. dD, cA, dK (-18). 9. S. dA, d7, bA, (-22).

10. S. c10, d10, b10, (-30).

Richtige Lösungen gingen ein von: Paul Schmidt, Bensch, Erich Malzahn, Hans Schaffstädter, Kurt Diminski, Erich Schulz, Kurt Junge, Otto Pagel, Hans Reimann, Willy Masuch, S. Hauptmann, Käthe Schlietert, Elsa Zug, Alfred Gähler, Heinrich Struck, Richard Rufatz, Ewald Bel, Reinhold Kühnelt, Oskar Neek, Bromberg, Waldemar Hermes, Emil Schmelzer, Bleichfelde, Grethe und Carl Schendel, Rolf Ehrhardt, Arthur Gonserowski, Trudchen Schmidt, Alma Hohendorf, Rudolf Schulze, Arthur Lau, August Schwantes, Bromberg.